



Predigt zu Hiob 19,19-27 am Sonntag Judika (21. März 2021)

Gott schenke uns sein Wort ins Herz und ein Herz für sein Wort. *Stille*
Gnade sei mit Euch und Friede, von dem, der da ist, der da war und der da kommt.
Amen

Liebe Gemeinde,

ein Jahr schlagen wir uns nun schon herum mit dieser Seuche. Zunächst war es nur eine Randnotiz aus einem fernen Land. Dann flogen die Viren auf den Wegen der globalisierten Mobilität um die ganze Erde. Schreckensbilder mit Armeetransporten und weinenden Menschen aus Bergamo; Kühllaster vor Krankenhaushochhäusern in New York; Corona-Betroffene, Leugnende und Quer-Denkende ganz nah in unserer Stadt, in Nachbarschaft und Familie.

Solche und viele andere Hiobsbotschaften wollen kein Ende nehmen. Mutanten greifen weiter um sich. Die Zahlen steigen wieder sprunghaft. Die große Hoffnung in die Impfung hat einen tüchtigen Kratzer abbekommen.

Und die ganz normal schrecklichen Hiobsbotschaften gibt es ja auch noch: erschreckende Diagnosen, Streit und Gewalt, Trennungen, Unfall und Tod. Hiobsbotschaften über Hiobsbotschaften.

Wir haben wirklich allen Grund zu klagen!

Woher kommt dieses Leid? Warum müssen Menschen überhaupt leiden?

Warum so? Warum ich? Ist es Zufall, Schicksal oder gar Strafe? Hat solch ein Leiden überhaupt einen tieferen Sinn? Und warum verhindert Gott das nicht, wenn er doch barmherzig, gütig und allmächtig ist?

Apropos: Hiobs Botschaften: aus dem Buch Hiob stammt unser heutiger Predigttext. Dieses Buch verlangt uns alles ab. Es erzählt eine atemraubende Geschichte von einem Mann, dem völlig unverschuldet Schreckliches widerfährt. Dieses Lebens- und Glaubensbeispiel will uns helfen, uns mit unserem eigenen Leiden auseinanderzusetzen. Hiob stellt Fragen und sucht Antwort. Er klagt stellvertretend für viele. Er klagt auch stellvertretend für uns, für mich. Hiob will ein Vorbild sein dafür, wie wir mit Schicksal und Leid umgehen können: kämpfen, erklären, zweifeln, aushalten, annehmen, anerkennen, würdigen – und am Ende hoffentlich auch vertrauen.

Hiob war ein frommer und rechtschaffender Mann. Er versuchte, Böses zu meiden und Gutes zu tun. Er betete viel und hatte so eine direkte und unverstellte Beziehung zu Gott. Hiob hatte eine Frau, sieben Söhne und drei Töchter, die er



sehr liebte. Der Familie ging es gut und Hiob hatte seine Freude daran. Auch hatte Hiob ein schönes Haus und so viele Tiere, dass man sie kaum zählen konnte: Rinder, Esel und Schafe, ja sogar Kamele. Dazu Hirten, die sein Vieh hüteten. Hiob war sehr reich und er war sehr zufrieden mit all dem. Sein Leben fühlte sich bunt und schön an.

Eines Tages nun kam ein Bote zu Hiob. Der brachte ihm schlechte Nachrichten – Hiobsbotschaften. Der Bote erzählte: „Diebe haben alle deine Tiere gestohlen.“ Mit einem Schlag war Hiob bettelarm. Dieser Bote hatte kaum ausgeredet, da kam der nächste. Der wiederum erzählte: „Ein großer Sturm hat gewütet. Das Haus ist dabei eingestürzt. Alle deine Kinder sind darin umgekommen.“

Hiobsbotschaften sind das: Erfahrungen, wo einem der Boden unter den Füßen weggezogen wird und die Welt aus den Fugen gerät. Hiob will es auch nicht wahrhaben, kann es nicht fassen, versucht zu verdrängen, voller Wut zu leugnen, bis er irgendwann schmerzlich anerkennen muss, dass es wirklich so ist, wie es ist. Dieses schreckliche Unheil ergreift Hiob mit Haut und Haar; an Körper, Seele und Geist. Er bekommt schmerzhaftes Geschwüre und Ausschläge. Er zerreißt seine Kleider, schmeißt sich auf die Erde und schreit vor Trauer. Hiob ist sein ganzes Leben zwischen den Fingern zerronnen. Von all seinem Glück ist über Nacht nichts mehr da. Er ist völlig auf sich selbst zurückgeworfen. Sein Leben ist finster und schwarz geworden.

Am vergangenen Freitag musste ich einmal raus und bin mit einem guten Freund auf den Brocken gewandert. Als ich ihm auf dem steilen Weg nach oben davon erzählte, dass ich heute über diesen Hiob predige, sprach er sofort und ungebremst von seinen Erfahrungen als Krankenhausseelsorger auf der Corona-Intensivstation. Die Kranken, die Pflegenden, die Ärzte und er selbst von oben bis unten in Plastik eingehüllt. Die Gesichter ver mummt. In den Betten Menschen in künstlichem Koma, nicht ansprechbar und auch so gut wie nicht berührbar. Im Mund ein schmerzhaft anzusehender Schlauch festgebunden mit einer Schlaufe um den ganzen Kopf herum und angeschlossen an eine schnaubende Maschine. „In diesen Betten“ so sagte es mein Freund: „liegt ein Hiob neben dem anderen“.

Der Hiob in der Bibel hatte gute Freunde. Anfangs hielten diese Freunde seinem Leid stand. „*Sie saßen*“, wie es heißt, „*mit ihm zusammen auf der Erde sieben Tage und sieben Nächte. Und sie redeten nichts mit ihm. Denn sie sahen, dass der Schmerz sehr groß war.*“



(Hiob 2,13) Hiobs Freunde gaben ihm Recht in seiner Klage, würdigten ihn in seiner Not. Sie machten zunächst das, was bis heute die Grundlage aller Begleitung von Menschen in Not ist: einfach da sein, spüren was der andere braucht, aushalten, anerkennen, still sein – nicht mehr und nicht weniger. Und als er so weit ist, beginnt Hiob zu reden. Und er macht das, was auch uns in so einer Situation sehr nahe ist. Hiob klagt: „*Ausgelöscht sei der Tag, an dem ich geboren bin ... Warum bin ich nicht gestorben bei meiner Geburt?*“ (Hiob 3,3ff) fragt Hiob!

Doch wenig später werden aus diesen guten Freunden, schwierige Freunde. Sie halten nicht mehr Stand, verstehen ihn nicht mehr, können sein Gejammer nicht mehr hören. Sie versuchen zu erklären und mit frommen Sprüchen zu trösten: „Es muss doch irgendeinen Grund geben. Das wird schon wieder. Warte nur noch ein bisschen, dann sieht die Welt bald wieder anders aus. Gott wird sich schon etwas dabei gedacht haben. ... Und wer weiß...!? Vielleicht bist Du ja selbst schuld. Vielleicht ist Gott ja böse auf dich und straft!“ Hiobs Frau sagt gar: „Vergiss deinen Gott. Was hast Du vom Glauben, wenn es dir jetzt doch so be...sch...eiden geht.“ Solche Erklärungs- und Tröstungsversuche helfen nicht. Im Gegenteil: sie verstärken das Leiden. So fühlt er sich weder geliebt noch angenommen, sondern bedrängt und angeklagt. Hiob zweifelt und verzweifelt.

Apropo Gott!? Für Hiob hatte Gott immer zu seinem Leben dazugehört. Er hatte gespürt: Gott ist für mich da. Er hatte Gott vertraut, und so war sein Leben auch gut. Und nun? Was jetzt? Hiob weiß nicht mehr, was er denken und auch nicht mehr, was er glauben soll. Doch hören wir nun den Predigttext aus dem 19. Kap.:
¹⁹*Alle meine Getreuen verabscheuen mich, und die ich lieb hatte, haben sich gegen mich gewandt.*
²⁰*Mein Gebein hängt nur noch an Haut und Fleisch, und nur das nackte Leben brachte ich davon.* ²¹*Erbarmt euch über mich, erbarmt euch, ihr meine Freunde; denn die Hand Gottes hat mich getroffen!* ²²*Warum verfolgt ihr mich wie Gott und könnt nicht satt werden von meinem Fleisch?*
²³*Ach dass meine Reden aufgeschrieben würden! Ach dass sie aufgezeichnet würden als Inschrift,*
²⁴*mit einem eisernen Griffel und mit Blei für immer in einen Felsen gehauen!* ²⁵*Aber ich weiß, dass mein Erlöser lebt, und als der Letzte wird er über dem Staub sich erheben.* ²⁶*Nachdem meine Haut noch so zerschlagen ist, werde ich doch ohne mein Fleisch Gott sehen.* ²⁷*Ich selbst werde ihn sehen, meine Augen werden ihn schauen und kein Fremder. Danach sehnt sich mein Herz in meiner Brust.*



Hiob sagt: „Ich weiß, dass mein Erlöser lebt. Ich weiß: Gott ist da. Ich werde ihn mit meinen eigenen Augen sehen. Er ist der Letzte, der sich aus dem Staub erhebt.“ Was für ein Glaubenstrotz, liebe Gemeinde! Woher nimmt dieser Mann nach dieser Geschichte einen solchen Glauben. Woher diese Hoffnung? Mich bewegt dieser Trotz im Glauben tief. Wie sehr ihm auch das Leid zusetzt; wie schwer auch immer die Zweifel und Fragen wiegen mögen; trotz-dem sagt dieser Hiob voller Glaubens-trotz. „*Ich weiß, dass mein Erlöser lebt. Ich werde ihn sehen.*“ Natürlich! Ein solcher Trotz-Glauben kommt völlig unvermittelt daher, spricht gegen jegliche Vernunft, aber er ist tragfähiger und spürbarer als alle wohlmeinenden, klugen Sprüche und Erklärungen.

Auf dem Weg nach oben auf den Berg sagte mein Freund am Freitag: „Ohne diesen Satz, ohne diesen Glauben könnte ich nicht auf diese Station gehen, könnte ich überhaupt meine Arbeit nicht machen. Ich darf davon ausgehen, dass der Erlöser all derer lebt, die dort im Bett liegen und an der Lungenmaschine hängen. Ich darf davon ausgehen, dass auch mein Erlöser lebt.“ Was für ein Glaube! Was für ein Trotz!

Wir Christen meinen in diesem Hiob das Gesicht unseres Herrn wiederzuerkennen. Und mein Freund meint in den Betten auf der Corona-ITS Hiob und Christus wiederzusehen. Bei all dem Leid, bei all der Not ist da doch und trotz-dem ein solcher Glaube. „*Ich weiß, dass mein Erlöser lebt.*“ Martin Luther formulierte einmal, dass man gegen Gott zu Gott hin fliehen müsse. Das Leiden hat keinen Sinn, aber es hat ein Gegenüber, zu dem ich immer und erst recht in meinem Leid fliehen kann. Und solange ich auch mit Gott hadere, zweifle, mit ihm streite, ihn frage, ihm mein Leid klage, ja ihn sogar anklage, so lange lasse ich ihn nicht los und fliehe in seine Arme – so wie Hiob und Jesus.

Eine solche Standhaftigkeit, ein solches Dranbleiben, einen solchen Trotz, ja einen solchen Glauben wünsche ich mir auch. Und eine solche Standhaftigkeit und einen solchen Trotz wünsche ich von Herzen all denen, die in tiefer Not stecken, nicht nur wegen Corona, sondern aus vielen anderen, guten Gründen. Unser Erlöser lebt, darum ist auch uns trotz und in allem Leid Leben verheißen. So sei es! Amen

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, er bewahre unsere Herzen in Jesus Christus. Amen